Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 19

Artikel: Die Schulbibliothek
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671601

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dem ich heimzahlen konnte, was sie mir angetan hatte, — und der Gedanke an diesen Augenblick hielt mich aufrecht, verlieh mir ungewöhnliche Kräfte und führte dadurch schliesslich zu unserer Rettung. — Am siebenten Tag nach unserer Abfahrt von Amguid sprang der Motor endlich an, und wir erreichten ohne Zwischenfall Fort Flatters.»

Ein Schweigen entstand. Dann sagte Dutertre: «Auge um Auge, Zahn um Zahn, das ist das Gesetz der Wüste.» Und Perrier zuckte hilflos die Achseln. Wir bemühten uns, an Isabelle vorbeizusehen.

Da erhob sie sich, holte aus einem Koffer die Thermosflasche herbei und legte sie auf den Tisch — die Flasche war eingedrückt und der Boden aufgerissen. — «Sie war leer», sagte sie. «Als der Wagen gegen die Düne stiess, muss sie zerbrochen sein und das Wasser ist ausgelaufen», und wie zur Entschuldigung fügte sie hinzu: «Aber ich musste es damals vor ihm verbergen, bis wir in Fort Flatters waren . . . »

«Warum?»

«Weil ihn die Nerven sonst im Stich gelassen hätten. Ich musste ihn zu irgend etwas aufstacheln — zu der Hoffnung auf einen Schluck Wasser oder zu dem Wunsch nach Vergeltung . . . es blieb mir nichts anderes als diese Komödie . . . »

Und in die Stille, die diesen Worten folgte, beugte sich Perrier über ihre Hand und küsste sie. — «Unsere klugen Frauen . . . » sagte er und schwieg. Da wir sein Gesicht nicht sahen, blieb es ungewiss, warum er nicht weiter sprach.

Albert Hochheimer

DIE SCHULBIBLIOTHEK

Ich rechne es Adam Roost, meinem ersten und hochverehrten Lehrer im Schulhaus am Schuppisrüter Berg, hoch an, dass er vor Jahrzehnten schon darauf bedacht war, seinen Schülern zu einer guten Bücherei zu verhelfen. Als nämlich einer der Schulvorsteher Hochzeit hielt und Adam fragte, was er bei diesem Anlass für seine Schule wünsche, begehrte er eine Schulbibliothek.

Das war der Anfang. Wenigstens standen von da an im Wandkasten des Schulhauses einige Tablare voll Bücher. Auch wenn nicht unbedingt alle in die Hand der Schüler gehören, so befand sich doch vieles darunter, was der Kinder Herz erfreuen konnte: Märchen, Abenteuer- und Indianergeschichten, nebst Huggenbergers «Bauern von Steig» auch dies und das von Gotthelf, Keller und Meyer, Spyri und Bindschedler; auch Homers Ilias und die Deutschen Heldensagen fehlten nicht. Zweifellos war manches, was sich der freundliche Geber in der Buchhandlung hatte aufschwatzen lassen, zu hoch gegriffen; aber Adam Roost wusste die Sammlung sehr zu schätzen und verwaltete sie entsprechend. Ein Benützerreglement gab es keines, und die Schulvorsteher fanden es ganz in Ordnung, dass die Bücherei nur von denen benutzt werden durfte, die in der Schule ihre Sache gut und fleissig machten, womit die Schulbibliothek zu einem taktischen Mittel im alltäglichen Schulkriege wurde.

Die Schuppisrüter Schule war eine Gesamtschule, und zwar nach heutigen Begriffen eine Monsterschule, hatte doch der alte Lehrer Roost oft sechzig bis achtzig Schüler zu betreuen. Selbst wenn Adam Roost schon damals dies und das hätte wissen können von modernen Methoden, von Gesamtunterricht und Arbeitsprinzip und anderem mehr, so wäre es ihm schlechterdings unmöglich gewesen, etwas davon in seiner Schule anzuwenden. Mit militärischer Strenge beschränkte er sich auf Lesen, Rechnen, Schreiben und Zeichnen. Auch der Realstoff wurde nicht als Unterrichtsgespräch behandelt, sondern einfach gelesen oder von der Wandtafel abgeschrieben.

In Adam Roosts Schule gab es drei Kategorien Schüler: Fleissige, Mittelmässige und Faule. Die letztgenannten hatten es bei ihm — das muss ich gestehen — nicht immer schön. Ausser harter Körperstrafe, die mit der Zeit höchstens abstumpfend wirkte und zu Trotzeinstellungen und heimlichen Pöbeleien führte, wusste er den Faulen und Schwachen nichts zu bieten. Die Mittelmässigen blieben ungeschoren; die Fleissigen aber lebten im Paradiese. Waren sie mit der Abschrift dessen fertig, was Adam Roost tagtäglich für jede Stufe an die

vielen Wandtafeln schrieb, und waren die Rechnungen gemacht, dann durften sie malen und zeichnen oder die Bibliothek benützen. Die Leser freuten den Lehrer noch mehr als die Maler; denn wer las, wer sich von irgendeiner Geschichte entführen liess, der war wenigstens ruhig und ausser Gefecht gesetzt und kam nicht dazu, die üblichen Streiche zu begehen: rostige Federn aus den Pultschlitzen zu spicken oder Löschblattkügelchen an die Wandtafel oder gar an des Lehrers Rücken zu schiessen oder den Vordermann unter der Bank zu stupfen. Wer las und dabei den eintönigen Drill und die Lausbübereien der allzu grossen Schülerschar und all die Unruhe dieses schwerfälligen Schulbetriebes vergessen und übersehen lernte, erlebte das Wunderbare dieser ersten Lesezeit. Ferne und unbekannte Welten glänzten auf; Meere rauschten, Segelschiffe tanzten durch Sturm und Wellen, Helden lieferten sich Schlachten; Ritter stiegen von ihren Burgen und brachten Gefangene ein.

Ich habe seither noch viel gelesen, und es ist mir zu einer nicht mehr wegzudenkenden Gewohnheit geworden, aus Büchern Kraft und Freude zu schöpfen, wenn irgend der Alltag öde und leer sich hinziehen will, die Arbeit zum blossen Tramp abzusinken droht oder Widerwärtigkeiten dieser und jener Art durchs Haus geistern. Eines aber weiss ich bestimmt: So leuchtend, so herrlich und beglückend war keine Lesezeit mehr wie jene, die ich in der Schuppiser Schulstube habe erleben dürfen. Nein, so strahlend und bezaubernd hat sich mir nie mehr eine Welt offenbart, und so aufnahmewillig und abenteuerhungrig ist meine Seele nie mehr gewesen wie damals. Zu keiner Zeit mehr habe ich mein Ohr williger dem Dichterwort geliehen, zu keiner Zeit mehr in und zwischen den Zeilen all das gelesen, was der Dichter wohl in seine Worte hineingelegt haben wollte. Oft überkommt mich heute noch eine wehmutsvolle Sehnsucht nach jenem kindlich naiven, von keiner Kritik und keinem schnüffelnden Verstande gehemmten Lesen und Schauen. Mehr als einmal schon habe ich da und dort wieder Bücher gekauft, die ich einst bei Adam Roost gelesen habe und dann die Stellen nachgeschlagen, die mir als die schönsten in Erinnerung geblieben sind. Da las ich wieder und verstand dann nicht mehr, warum mich einst eine Geschichte oder auch bloss eine besondere Stelle daraus hatte so begeistern können. Doch ich weiss, ich bin älter und leider in mancher Beziehung zu unkindlich geworden.

Dabei war es etwa nicht so, dass mir damals ausserhalb der Schule ein Träumerdasein beschieden gewesen wäre. Keineswegs, der Vater sorgte schon dafür, dass wir frühzeitig auch die Arbeit kennen lernten, und fehlte es einmal zu Hause an Beschäftigung, so wusste er uns bei diesem und jenem Bauern schon für ein Plätzchen zu sorgen. Aber was immer es auch zu tun gab: die Welt aus den Büchern hatte aufblühen dürfen, war fortan überall dabei. Sie hellte manch Dunkles und Unerfreuliches auf und warf über alles, über Menschen und Landschaft, einen verklärenden Glanz, ein Staunen und Bewundern, ein Danken und Beten, ein Streben und Wünschen und schuf eine tief innerliche Bereitschaft, allüberall an der Schönheit der Welt und des Lebens teilzuhaben und mitzuwirken, damit sie erhalten bliebe oder gar da und dort vermehrt erblühen dürfe. Auch Adam Roost sorgte mit seinem gefürchteten Haselstecken schon dafür, dass begriffen wurde, nur der habe das Recht, in die Zauberwelt der Bücher einzudringen, der daneben seine Pflicht und seine Arbeit erfüllt habe.

Wenn ich nun nach Jahrzehnten zurückschaue, um immer wieder mit leiser Wehmut zu erkennen, dass mir jene frühe Begeisterung, jene Glut des Schauens und Miterlebens nicht mehr gelingen will, dann danke ich recht herzlich für jene herrliche Zeit. Und weil wohl jedes Alter seine Art des Sehens und Lesens hat, keine aber an Glanz und Märchenhaftigkeit des ersten Lesealters nahekommt, behaupte ich, dass es irgendwie nicht bloss eine Nachlässigkeit, sondern sogar so etwas wie ein Verbrechen ist, dem Kinder diese Welt vorzuenthalten, indem man ihm den Zugang zu den Büchern nicht ermöglicht, sie ihm geflissentlich vorenthält oder aus blosser Trägheit oder weil man selber diese Welt nicht hat kennen lernen dürfen. Wer heute darüber jammert, dass die Technik, dass der Sport und der Radio und alles was Lärm und Betrieb schafft, die Menschen zu stark in Beschlag nehme, der soll auch erkennen, dass viele Leute damit eine Leere ausfüllen müssen, ein Manko, das sehr wahrscheinlich zum grossen Teil darin besteht, dass einst jene Zeit des Staunens und Bewunderns, jene Zeit der grossen Sehnsucht nach Abenteuern und Wundern nicht erfüllt worden ist. Der Mensch sollte in früher Kindheit schon erfahren, dass in ihm selber das grösste Wunder liegt, die Kraft nämlich, aus Einsamkeit und Stille eine Welt der Schönheit aufleuchten zu lassen. Ein trefflicher Weg dazu bildet die recht-

zeitig gewährte und auf das Kind abgestimmte Lektüre. Sie schafft den Grund, aus dem heraus der erwachsene Mensch, so lange er lebt, Schönheit, Güte und Kraft schöpfen kann, aus der heraus er weiss, dass hinter allen Dingen und hinter allem Geschehen das Wunder wirkt, das Wunder, das wir nur dann erfassen, wenn wir rechtzeitig gelernt haben, darauf zu achten und in der Stille nach ihm zu lauschen.

Wenn ich heute Adam Roost nochmals treffen könnte, so würde ich ihm sagen: Lieber, verehrter Lehrer, ich bin Ihnen warmen Dank schuldig für die herrliche Welt, die Sie mir inmitten Ihrer oft sehr unruhigen Schulstube haben aufleuchten lassen. Gewiss aber hätten Sie sich manchen Aerger ersparen können, wenn Ihre Bibliothek auch denen zur Verfügung gestanden hätte, die in Ihrem Schulplane immer und immer wieder hintendrein hinkten. Denn etwas Wichtiges haben Sie wohl übersehen: Das Gute, das Schöne, das Wunder will nicht bloss Lohn sein, sondern der tragende Grund, auf dem das andere dann leichter zum Blühen kommt. Aber eben, Sie haben einen vollen Entschuldigungsgrund. In Ihrer Stube war es sehr schwer, Lehrer zu sein. Sie waren Dresseur und mussten das sein, sonst wäre Ihre wohlwollende Güte noch mehr missbraucht worden, als es ohnehin schon geschah. -hl.

BEGEGNUNG MIT DEM BRITISCHEN LÖWEN

Er sitzt in einigen steinernen Exemplaren am Vierwaldstättersee, den Schiffsteg eines Hotels schmückend, das einer britischen Gesellschaft gehört und nur Engländer aufnimmt. Der alte Hotelgärtner hat diese Löwensammlung, welche den Bestand des britischen Empires auch in unseren Breitengraden symbolisch dokumentiert, kürzlich mit Seifenwasser geputzt. Ich sah es, als ich im Dampfer von Luzern nach Meggen fuhr. Auch sie, obschon in der Schweiz domestiziert, wurden auf die Krönung vorbereitet. In England selber hat der britische Löwe seit Monaten eine Verwandlung ohnegleichen erlebt. Bis vor einem halben Jahr haben ihn die Karikaturisten nur mit leicht lädiertem Fell gezeichnet. Die Haare fiel ihm, den Zerfall des Empires symbolisch anzeigend, büschelweise aus, und sein Schnauz hatte eine pessimistische Neigung nach unten. Dabei ziemte es sich für einen rechten Löwenschnauz gesträubt und majestätisch zu erspüren, von wannen der Wind weht. So himmeltraurig zeichneten die Engländer selber ihr Symbol. Jene Leute aber, die etwas gegen den britischen Löwen haben, und es sollen ihrer zum Beispiel jenseits des eisernen Vorhanges nicht wenige sein, überlieferten ihn bis auf die Rippen abgemagert mit allen Zeichen des Zerfalls, der Presse.

Seit einigen Wochen aber ist mit dem britischen Löwen eine offensichtliche Wandlung vorgegangen. Sein Fell ist glänzender geworden, er sträusst guter Laune voll die Ohren; und die Schwanzquaste, sonst dazu prädestiniert, durch ihre Schütterkeit seinen schlechten Gesamtzustand anzuzeigen, prangt in voller Pracht, einer Vorhangquaste aus der Plüschmöbelzeit vergleichbar. Dem britischen Löwen ist der Krönungsmarsch in die Knochen gefahren, er zeigt sich, wie so vieles in «old England», in seinem schönsten Glanze und die Karikaturisten gar, die ihm innerlich wohlwollen, schmücken seine breite Stirn mit dem zierlichen Abbild jenes Krönchens, das in den vergangenen Junitagen über dem Haupt der jungen Elisabeth erstrahlte. Ein Schimmer des Glanzes, der von der schönen, jungen Königin ausgeht, fällt auch auf den britischen Löwen, ihren Wappenhalter. Er sonnt sich in diesem so selten gewordenen Leuchten, seine Augen blitzen, sein Schwanz peitscht kräftig, und wenn es sich schickte, so würde er in ein mark- und beinerschütterndes Gebrüll ausbrechen, ähnlich seinen Verwandten im afrikanischen Busch, wenn sie sich an der abendlichen Quelle treffen.

Aber für ein rechtes, kräftiges Löwengebrüll ist er viel zu höfisch. Er stützt nicht umsonst das englische Königswappen seit Jahrhunderten. So ist er denn altehrwürdig geworden, ähnlich den campherdurchdufteten Hermelinmänteln, welche die englischen Lords zur Krönung aus der Mottentruhe oder aus dem Kleiderverleih holen. Aus lauter höfischer Wohlerzogenheit lässt es sich der Löwe gefallen, dass er auf Glastellern, Bierseideln,